

Volks Sprachen, zumal der deutschen verkünde, so gilt dieses freilich sehr allgemeine Zeugniß doch auch mit für seine nächste Umgebung.

Aber erst in dem Augenblick, da der Gegensatz zwischen geistlich und weltlich, der die Literatur des XII. Jahrhunderts beherrscht, mit dem Siege des letzteren endet und der Ritter, der von dem volkstümlichen Spielmann wie von dem gelehrten „Pfaffen“ gelernt hat, selbst erfolgreich in die Geschichte der Dichtung eintritt, vernehmen wir bei uns die ersten Dichternamen.

Zunächst in der Lyrik. Zwei Richtungen können wir in der Lyrik des XII. Jahrhunderts unterscheiden. Die eine im Donauthale heimisch, volkstümlich, naiv, frisch, sinnlich, thatfächlich, in der Form einfach, schlicht; die andere am Rhein, bald unter dem Einflusse der Franzosen und Provenzalen stehend, gedankenhaft, geistreicher, feiner und künstlicher, aber auch farbloser, abstracter und sentimentaler. Dort herrscht der Mann, nach dem das Weib in oft rührenden Frauenstrophen seine liebende Sehnsucht ausdrückt; hier das Weib, und die Liebe wird nach der conventionellen Auffassung zum förmlichen Frauendienst. Allmählig verbreitet sich diese vom Rhein her nach Osten und aus der Vereinigung beider Richtungen bricht die vollendete Blüte der altdeutschen Lyrik hervor. Nicht diese, wohl aber die ältesten namhaften Vertreter der ersten Richtung dürfen wir, wenn auch nicht ganz ohne Vorbehalt, für Oberösterreich in Anspruch nehmen.

An der Spitze steht ein Ritter von Kürnberg, nach der verbreiteten, allerdings nicht vollends gesicherten Annahme aus der Nähe von Linz und Wilhering. Unter seinem Namen ist uns eine kleine Anzahl meist noch einstrophiger Lieder überliefert, von einer Mannigfaltigkeit der Stimmung und Situationen, daß eben diese einer Ansicht zur Stütze dienen konnte, welche von dem Dichter nichts festhalten will als den Namen und die unbestreitbare Thatfache, daß nach ihm eine Weise benannt war, seine echten Lieder für verloren hält, jene ihm zugeschriebenen Strophen aber als Improvisationen verschiedener Frauen und Männer auffaßt. Aus den Frauenstrophen klingt uns dem vorhin angedeuteten Verhältnisse gemäß in der Regel Zartheit, liebevolle Sehnsucht, Schmerz um drohenden oder erlittenen Verlust, nur ausnahmsweise herrschsüchtige Begehrlichkeit und Derbheit entgegen, aus den Männerstrophen bald trotzig abweisendes, bald siegesfreudiges Selbstbewußtsein, dem aber auch Rücksicht und der schlichte, warme Ausdruck treuer Liebe nicht mangelt. Volkstümliche Naturempfindung fehlt ganz, aber auch fast alles Conventionele. Beides finden wir bei Dietmar von Aist. Dieser ist, vorausgesetzt, daß ihm die Überlieferung nicht mehr des Fremden untergeschoben, als man annimmt, eine Übergangs-gestalt, an der wir beobachten können, wie das Verhältniß sich allmählig umkehrt, wie der Frauendienst und die modische Sentimentalität, zugleich aber auch entwickeltere Formen allmählig eindringen. Bei ihm lesen wir auch das älteste deutsche „Tagelied“, die dialogische